

Ilka Scheidgen

„Damit es anders anfängt zwischen uns allen“

| Zum 95. Geburtstag der Dichterin Hilde Domin

„Heute, wo unsere Identität im Rollenverhalten verloren zu gehen droht, wartet man auf ein gutes Gedicht wie ein Patient auf einen Schrittmacher, der dicht am Herzen eingepflanzt wird, damit es weiterschlägt“¹ – so schrieb eine Chirurgin an die Dichterin Hilde Domin. Sie hatte die Adressatin gut gewählt. Hatte doch diese den bemerkenswerten Satz geprägt:

„Jedes Gedicht ist ein Aufruf gegen Verfügbarkeit, gegen Mitfunktionieren. Also gegen die Verwandlung des Menschen in den Apparat.“²

Das Gedicht, so sagt sie, befreit von allen Zwängen, stellt einen „Atemraum für Freiheit“ her, indem es die Zeit stillstehen läßt für diesen einen kurzen „Augenblick von Freiheit“. In dem Gedicht „Salva nos“ heißt es³:

Dies ist unsere Freiheit
die richtigen Namen nennend
furchtlos
mit der kleinen Stimme

einander rufend
mit der kleinen Stimme
das Verschlingende beim Namen nennen
mit nichts als unserm Atem

Die Wahrhaftigkeit im Gedicht stellt eine neue, lebbarere Wirklichkeit her. Was der Schrittmacher fürs Herz, sind die Worte fürs Gedicht. In „Drei Arten Gedichte aufzuschreiben“⁴ heißt es:

Kleine Buchstaben
genaue
damit die Worte leise kommen
damit die Worte sich einschleichen
damit man hingehen muß
zu den Worten
...
Angst
meine
unsere
und das Dennoch jedes Buchstabens

Das Gedicht „Ausbruch von hier“⁵ endet mit den Versen:

Dort will ich
freier atmen
dort will ich ein Alphabet erfinden
von tätigen Buchstaben

Auch das Gedicht ist also – ganz so wie der Herzschrittmacher – ein Gebrauchsgegenstand, allerdings ein „magischer Gebrauchsartikel“, wie ihn Hilde Domin bezeichnet, der sich nicht abnutzt, dem vielmehr immer wieder neu, immer wieder andere, erweiterte, vertiefte Bedeutungen zuwachsen.

Ein Leben als Odyssee – zwischen Exil und Rückkehr

„Vielleicht durfte es mich nicht geben. Vielleicht gibt es mich nicht. Aber daß es meine Gedichte gibt, scheint außer Zweifel.“⁶ So beschließt Hilde Domin – schalkhaft und sich der Wirkung sehr wohl bewußt – ihren autobiographischen Prosatext „Unter Akrobaten und Vögeln“ (fast ein Lebenslauf). Der Bericht beginnt mit den Worten:

„Ich, H. D., bin erstaunlich jung. Ich kam erst 1951 auf die Welt. Weinend, wie jeder auf die Welt kommt. Es war nicht in Deutschland, obwohl Deutsch meine Muttersprache ist. Es wurde spanisch gesprochen, und der Garten vor dem Haus stand voller Kokospalmen ...“⁷

Bereits in diesen wenigen Sätzen ist etwas vom aufregenden Leben der Dichterin Hilde Domin umrissen: eine Odyssee über viele Länder bis nach Santo Domingo, wo sie zu schreiben begann, schließlich zurück nach Deutschland nach 22jährigem Exil. Daran, daß es sie gibt, daß sie zu den großen Dichtergestalten dieses Jahrhunderts gehört, besteht kein Zweifel.

Hilde Domin wurde am 27. Juli 1909 in Köln geboren, wo sie als Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts in einem liberalen, großbürgerlichen Haus aufwuchs. In Heidelberg begann sie – aus Bewunderung zu ihrem Vater – mit dem Jurastudium, wechselte dann zu Nationalökonomie und Soziologie. Als sich Anzeichen mehrten, daß in Deutschland der Nazismus eine unheilvolle Entwicklung nehmen würde, verließ sie im Jahr 1932 gemeinsam mit ihrem zukünftigen Ehemann Erwin Walter Palm, dem Studenten der klassischen Philologie und Architektur, ihr Land Richtung Italien, wo sie beide ihre Studien fortsetzten. 1935 promovierte Hilde Domin in Florenz über Staatsgeschichte der Renaissance. Ihre Flucht führte sie weiter über England bis in die Dominikanische Republik, in der sie bis zu ihrer Rückkehr nach Deutschland zwölf Jahre lang lebte. Es war auch eine Sprachodyssee, die mit der „Heimkehr ins Wort“, in die deutsche Sprache endete.

Es bedeutete die Rückkehr in das Land, in dem unendlich viel Unrecht geschehen war, an Juden vor allem. Dennoch kehrte Hilde Domin zurück, ohne Vorwurf,

ohne Haß. Nach dem Verlust und jahrzehntelangem Entbehren der Zugehörigkeit, einer wirklichen Heimat, war diese Rückkehr für sie nicht eine Frage des Gefühls, sondern des Willens, des Wunsches, wieder mitverantwortlich zu sein.

Es bedeutete die bewußte Hinwendung zum Land ihrer Geburt und ihrer Sprache, in dem es nun galt, „Vertrauen – das schwerste ABC“ neu zu buchstabieren.

Während ihres Exils war Hilde Domin in England und Santo Domingo als Universitätslehrerin, Übersetzerin, Photographin und Mitarbeiterin ihres Mannes tätig. Als 1961 für ihren Mann in Heidelberg ein eigener Lehrstuhl für ibero-amerikanische Architekturgeschichte eingerichtet wurde, zog das Paar wieder in die Stadt, die sie einmal ihre geistige Heimatstadt genannt hat, im Gegensatz zu ihrer Geburtsstadt Köln, die sie ihre mythische Stadt nennt. Dort begegnet sie in der Erinnerung ihren Eltern, ihrer Kindheit, in der sie das Urvertrauen bekam, welches ihr den Glauben an die Menschen – bis heute und trotz allem – immer neu nachwachsen läßt. Seitdem lebt Hilde Domin in Heidelberg oberhalb der Altstadt unweit des Schlosses in dem Haus mit dem „Dichterturm“.

Hier wohnt und lebt Hilde Domin, so luftig wie in einem Vogelnest in einem hohen Baum. Auch der Turm, in dem sich ihr Arbeitszimmer befindet, hat nichts Festes an sich, wirkt fast transparent durch die vielen Fenster, wo auch ihr Arbeitstisch steht. Von dort geht der Blick ungehindert auf die Stadt Heidelberg, auf den Neckar und die umgebenden bewaldeten Hänge.

Ein Turm ist der Ort ihres Schaffens – aber es ist kein Elfenbeinturm, in dem sie sich vor der Welt verschließt. Die vier Fenster darin sind für sie das Wesentliche. Es sind für sie die Öffnungen zur Welt, zu den Mitmenschen, wie Start- und Landeplätze für den Vogelflug, zu dem liebsten Vogel, dem „Menschenvogel“, wie sie sagt, für den sie ihre Gedichte schreibt. Ihr Herz schlägt dort für die Welt, für eine Welt des Unrechts, der Verfolgungen und Demütigungen, gegen die zu kämpfen sie nicht müde wird.

Ihr, die als Jüdin exemplarisch erfahren hat, wie ein Mensch bedroht wird, zum Opfer und von einem Augenblick zum nächsten zur Hilflosigkeit verurteilt wird, ist das Hauptanliegen die Verteidigung der Menschenwürde, „das Unverlierbare, ohne das Leben sinnlos ist.“⁸ Die Gewißheit und die bewußte Annahme des Nicht-Heimisch-Seins, ihr Halt-Suchen und -Finden in den Lüften, unter den Vögeln, an der Rose ist immer am Zartesten, Vergänglichsten, festgemacht. Es ist die *conditio humana*: zerbrechlich, ungewiß, verlierbar.

Hilde Domin fing verhältnismäßig spät an zu schreiben. Ihr Leben als Dichterin begann mit einem Schlag. Sie war in der Fremde, sie war eine Sterbende. Da stand sie auf „und ging heim in das Wort.“ Sie nannte sich nach der Insel Santo Domingo, auf der sie als Dichterin geboren wurde: „Seither ist Schreiben für mich wie Atmen: man stirbt, wenn man es läßt.“⁹ Die bundesrepublikanische Literaturszene betrat sie (nach einigen Gedichtveröffentlichungen in Zeitschriften) 1959 mit ihrem ersten Lyrikband „Nur eine Rose als Stütze“. „Eine Dichterin, die zu warten verstand“¹⁰,

urteilte Walter Jens. Im Bild der Rose erkannte er die deutsche Sprache, die Hilde Domin während ihres 22 Jahre dauernden Exils als Halt gedient hatte. Diese ersten Gedichte waren stark verankert in ihrem persönlichen Schicksal und zielten doch schon in ihrer Einfachheit auf das allgemein Menschliche hinaus: die grundsätzliche Heimatlosigkeit, die Verlierbarkeit alles so sicher Geglaubten, das Ungeschütztsein, die Verletzbarkeit, Erlebnisse des Verlusts und der Angst, des Fremdseins und der Entwurzelung. Von Anfang an bestimmen Leichtigkeit im Rhythmus und Einfachheit in Syntax und Metaphorik die Gedichte von Hilde Domin. Stehen von der Thematik in den ersten drei Gedichtbänden: „Nur eine Rose als Stütze (1959), „Rückkehr der Schiffe“ (1962) und „Hier“ (1964) Heimatverlust, Unterwegssein und die Rückkehr in die Heimat im Vordergrund, so sind in dem 1970 unter dem Titel „Ich will dich“ erschienenen Gedichtband vorwiegend „öffentliche“ Gedichte zu finden, die zu Themen der Zeitgeschichte kritisch Stellung beziehen. Das eindrucksvollste Gedicht aus dieser Sammlung lautet „Abel steh auf“¹¹:

Abel steh auf
 es muß neu gespielt werden
 täglich muß es neu gespielt werden
 täglich muß die Antwort noch vor uns sein
 die Antwort muß ja sein können
 wenn du nicht aufstehest Abel
 wie soll die Antwort
 diese einzig wichtige Antwort
 sich je verändern
 ...
 steh auf
 damit Kain sagt
 damit er sagen kann
 Ich bin dein Hüter
 Bruder
 wie sollte ich nicht dein Hüter sein
 Täglich steh auf
 damit wir es vor uns haben
 dies Ja ich bin hier
 ich
 dein Bruder
 ...
 Abel steh auf
 damit es anders anfängt
 zwischen uns allen

Dieser Aufruf zum Neuanfang, basierend auf einem Grundvertrauen in dies Leben und dem Glauben an das Gute im Menschen – entgegen aller leidvollen Erfahrung und auf nichts begründet als einer liebevollen Hinwendung zum Nächsten –, diese Dennoch-Hoffnung ist ein Spezifikum der Dominschen Lyrik und ihrer gesamten Poetologie. Für Hilde Domin gibt es zwei Hauptgebote, die alle anderen

einschließen, beide untrennbar miteinander verbunden – das wahrhaftige Benennen und die Liebe, Liebe als Umkehr der Worte Kain: „Bin ich der Hüter meines Bruders?“¹²

Bestechend klar und präzise, in einer schwebend empfindsamen Sprache formulieren die Verse von Hilde Domin Postulate reiner Menschlichkeit, die niemals schnöde leichtsprecherische Utopie sind, ebenso wenig jemals Klagegesang, sondern immer Appelle unbeirrbarer Art, die da heißen: Verliert den Mut nicht, verliert den Glauben an den Mitmenschen nicht, vermehrt den Haß nicht, habt Vertrauen. Trotzdem! Dennoch!

Ein Plädoyer für Lyrik

Wie ein Seismograph zeichnet sie Wirklichkeit auf, die sich stets verändernde, sich stets entziehende, um sie für einen Atemzug zu konservieren, für diesen Moment des Innehaltens, in dem der Mensch zu sich selbst kommen kann. „Im Dichter kommt die Menschheit zur Besinnung und zur Sprache“, sagt Jean Paul, „darum weckt er sie wieder leicht im andern auf.“¹³

Gewiß, es sind vielfach Grenzsituationen, die Hilde Domin in ihren Gedichten beschreibt: das Verfolgtwerden, das Unbehaustsein, das Exil. Und doch ist das Exil nur die Modellsituation unseres Menschseins, und „im Gedicht wird exemplarisch das persönlich Erlebte verdichtet.“ Im übrigen macht sich Hilde Domin zur Sprecherin aller Verfolgten und Unterdrückten und auch derer, die es von einem zum anderen Moment sein könnten, denn „Gedichte sind dazu da, damit der Mensch sich als Mensch fühlt, egal, wie erniedrigt oder gefährdet er auch ist.“ So kommt es sicher nicht von ungefähr, daß in Staaten, in denen die Menschen unterdrückt werden, die Dichtung eine oft lebenswichtige, weil bestärkende, Hoffnung gebende Bedeutung hat: daß sie dort oft sogar unter Lebensgefahr von Hand zu Hand gereicht wird.

Hilde Domin beherrscht formal das lange Gedicht („Wen es trifft“¹⁴) wie auch das Kurzgedicht, nahe verwandt dem japanischen Haiku. Die längeren Gedichte sind oft komponiert wie Sonaten in drei oder vier Sätzen. Wie auch überhaupt die Komposition manchmal ganz alltäglicher Worte durch ihre Abfolge Klänge evoziert, zugleich durch diese Klänge Bildvisionen erzeugt, die sich unvergeßlich einprägen, wie in dem Gedicht „Sehnsucht“¹⁵:

Die Sehnsucht
läßt die Erde durch die Finger rinnen
alle Erde dieser Erde
Boden suchend
für die Pflanze Mensch

oder in „Lieder zur Ermutigung“¹⁶:

Diese Vögel
ohne Schmerzen,
diese leichtesten goldenen
Vögel
dahintreibend über den Dächern.

...
Sieh,
die Sonne kehrt
wieder
als goldener Rauch.

...
Es tagt
heute
zum zweiten Mal.

Viele ihrer Gedichte entlassen den Leser in einen Traum, in das Gefühl: Ja genau so ist es – das Leben, die Liebe, der Verlust, das Glück und die Trauer. Und dann gibt es die, die weitertragen: Ja, so könnte es sein, so müßte es sein! Poesie hat von Natur aus utopischen Charakter. Nicht ein weltfernes Ideal ist hier gemeint, sondern die Utopie, die auf dem Mut basiert, „Dennoch!“ zu sagen.

In die berühmt-berüchtigte Zeit der „68er“ hinein schrieb Hilde Domin ihre Streitschrift „Wozu Lyrik heute“, die den bezeichnenden Untertitel trug „Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft“. Es war jene Zeit, in der es verpönt war, Gedichte zu schreiben, was fast einem Verbot gleichkam (übrigens eine singuläre bundesdeutsche Erscheinung), hatte doch Hans Magnus Enzensberger verkündet: „Das Gedicht ist überflüssig geworden. Um so besser für das Gedicht.“

In dieser theoretischen Schrift beweist Hilde Domin eine detaillierte Kenntnis kulturhistorischer und soziologisch-politischer Zusammenhänge, die sie mit einem hohen Maß an Analyse und Abstraktion zu einer systematischen Poetik aufbaut. Bereits mit dem Erscheinen des Bandes auf der Höhe der Zeit und der Poetik-Diskussion, erwies sich die Richtigkeit ihrer Analysen noch im nachhinein durch mehrfache Neuauflagen des Buches und bei ihrer Poetik-Dozentur im Wintersemester 1987/88, während der sie die bereits 1968 formulierten Erkenntnisse an eine inzwischen zahlreiche interessierte und begeisterte Zuhörerschaft weitergeben konnte. Heute, viele Jahre nach diesen mutigen Ausführungen, solid und sorgfältig belegt und systematisch zu einer respektablen Theorie ausgebaut, bedarf es dieses damaligen Plädoyers für die Lyrik nicht mehr. Paul Konrad Kurz sah schon 1968 darin „die bedeutendste Aussage über Lyrik von deutscher Seite, weit über Benn hinaus den heutigen gesellschaftlichen Raum bedenkend.“¹⁷

„Ich traue mich zu lieben“

1968 erschien im Piper-Verlag Hilde Domin's Roman „Das zweite Paradies“. Wesentlich geht es darin um die Rückkehr, aber in Form eines Neubeginns. Die autobiographischen Züge sind unverkennbar. So darf man den Roman, ihren einzigen übrigen, wohl auch verstehen als Beschreibung einer Identitätsfindung in ihrer neuen Rolle als schreibende Frau. Aus diesem neuen Selbstverständnis kann sie nicht mehr zurückkehren: „Sie konnte es nicht mehr wollen. Sie wollte jetzt beides mit ihm teilen, den Traum und auch die Wirklichkeit.“¹⁸

Allerdings wurde damals dem Zeitgeist insofern Tribut gezollt, als durch eine ursprünglich nicht vorgesehene Montagetechnik – die Einblendung in Fraktur gesetzter wortgetreuer Auszüge aus dem „Spiegel“ (April 1967 bis Mai 1968) – der utopische Charakter der Romanaussage „in die Distanz des Absurden gerückt“ (Klappentext) werden sollte.

Erst 1986 entschließt sich der Piper-Verlag, den Roman zum ersten Mal in der ursprünglichen Fassung, das heißt ohne die Montage der Spiegelzitate in den Text, zu veröffentlichen. Was 1968 notwendig erschien, nämlich das Buch zu aktualisieren durch das Herstellen eines zeitpolitischen Kontextes, war nun nicht mehr erforderlich. Was für meine Begriffe von vornherein als Fremdkörper wirkte, ist entfernt worden, gibt den Blick frei für die innere Aussage des Romans. „... Wo noch niemand war: Heimat, ich traue mich zu lieben, wo noch niemand war ...“: Diese Endlos-Reihe zweier Sätze auf dem Umschlag, in nebligem Grau und teilweise verwischten Buchstaben, deutet auf die doppelte Problematik des Romans: Heimat und Liebe sind immer etwas Bedrohtes und Verlierbares. Es wird der Verlust von beiden beschrieben, das Vertriebenwerden aus dem Land und aus dem ersten Paradies der nicht in Frage gestellten Liebe.

Deshalb also ist ihr der Ausspruch einer Madrider Schneiderin: „Ich traue mich zu lieben“, den sie als Motto ihrem Roman voranstellt, so wichtig. Heimat und Liebe können aktiv zurückerobert werden. „Heimkehr ins Wort“, Heimat im deutschen Wort, wie sie es so oft apostrophiert hat, ist immer auch das Wort der Kommunikation, nicht zuletzt auch über das Ausdrucksmittel Gedicht, diesen „magischen Gebrauchsartikel“¹⁹, wie sie ihn nennt. „Dichtung setzt die Kommunikation voraus, die sie stiftet.“²⁰ In einem Film-Portrait formulierte Hilde Domin es folgendermaßen:

„Die Frage der Zugehörigkeit, die wird im Gedicht gelöst! Da ist der Mensch in dem Gedicht zuhause. Für den einen, ewigen Augenblick – der für andere reproduzierbar ist – die dann auch zuhause sind.“²¹

Hilde Domin hat eine erstaunliche Doppelbegabung: Sie ist einerseits die sensible Wahrnehmerin von Vorgängen innerer und äußerer Natur, die sie in Dichtung umzusetzen vermag. Andererseits ist sie die scharfe Analytikerin, die dialektische Denkerin. Obwohl sie selbst einmal den Prozeß des Schreibens als schizophrenen Vor-

gang bezeichnet hat, kommen sich diese beiden Anlagen nie in die Quere. So ist es erstaunlich, daß in ihren Gedichten trotz des intellektuellen Bewußtseins über die „Materie“ Lyrik nichts davon zu spüren ist. Die Dominschen Gedichte sind getragen von ihren Erfahrungen. Man erkennt darin die hohe Authentizität und Wahrfähigkeit. Nicht Rückzug in eine Innerlichkeit, aber auch nicht das Kommunizieren um jeden Preis sind bei Hilde Domin angesagt.

„Es gibt vielerlei Elfenbeintürme. Nicht nur die weltferne Innerlichkeit, auch die Ideologie kann ein Elfenbeinturm sein“: Das gerade zeichnet die Dichterin aus, daß sie sich nie von irgendeiner Ideologie hat vereinnahmen lassen, aber trotzdem eine engagierte Zeitgenossin ist. „Ich halte mich für radikal engagiert“, sagt sie:

„Ich bin ein politischer Mensch, vom Scheitel bis zur Sohle. Dafür hat das Schicksal gesorgt, darin ist keinerlei Verdienst. Meine Gedichte sind ein Aufruf zur Verantwortungsbereitschaft.“²²

Mit ihren Versen möchte sie im Leser Menschlichkeit mobilisieren und Zivilcourage, damit wenigstens die Schwelle der Manipulierbarkeit höher gelegt werde. Sie ist die geborene Einmischerin: „Ich will ein Gedicht / das schreit / sowie einer vorübergeht.“ Und so war es für sie unmöglich, nach ihrer Rückkehr zu schweigen, nach dem Unrecht, das am jüdischen Volk begangen worden war, auch wenn Adorno gesagt hatte: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch und unmöglich.“ Nein, Hilde Domin ging es gerade darum, sich des Hasses zu enthalten:

„Das Wort ist seiner Natur nach Wort des Lebens ... weil Dichtung, noch die widerständige, noch die negative, von einem Ja lebt, dem Ja ihres Glaubens an die Fortdauer des Menschseins und an die Fortdauer des befreienden Worts.“

1992 erschienen zwei Sammelbände, einer mit Essays und einer mit autobiographischen Schriften, in denen Hilde Domin die bereits veröffentlichten, teilweise verstreuten und zu einem großen Teil gänzlich unbekannten Schriften zusammengestellt hat. Neben den Gesammelten Gedichten von 1978 und ihrem einzigen Roman „Das zweite Paradies“, in dem sie ihre Lebensthemen Verlust von Heimat und Liebe und deren Wiedererlangung als zweite Chance beschreibt, liegt ein abgerundetes Lebenswerk vor. Einer vitalen, unerschrockenen Zeitzeugin kann der Leser hier begegnen. Auf ihre unnachahmlich ehrliche Art, faszinierend offen und klarsichtig, oft humorvoll gewürzt, gibt eine große Dichterin Auskunft über ihr facettenreiches Leben. In autobiographischen und essayistischen Texten, die im übrigen von der Gattung her nicht säuberlich zu trennen sind, vielmehr fast ständig miteinander korrespondieren, erfahren wir Grundsätzliches und Privates: über das Schreiben, den Leser, die Literatur, über ihre Wohnungen, Katzen und Freunde ...

Hier findet sich auch der „Ratschlag für Abiturienten“, der sich wie ein zusammengefaßtes Lebenscredo dieser leidenschaftlichen, unermüdlich und furchtlos für eine gelebte Humanität sich einsetzenden Dichterin liest:

„Vermehrt den Haß nicht. Vermehrt die Angst nicht. Geht auf Distanz zu Euch selbst ... In dieser Distanz ist die Möglichkeit zur Freiheit ... Gebt dem andern eine Chance ... Etikettiert ihn nicht. Vertrauen ist das Schlüsselwort. ‚Vertrauen, dieses schwerste ABC‘. Buchstabiert es täglich neu.“²³

Unmoderne Vokabeln wie Glück, Heimat, Liebe, Wunder, Gnade zu gebrauchen, hat sich Hilde Domin niemals gescheut. „Die Gnade ruht auf einem Augenblick“, antwortete sie jemandem im Gespräch auf die Frage, was uns denn heute so ein Wort noch solle. Gnade, auch Wunder – das sind heute keine aktuellen Worte mehr. Und doch ist wohl eines der schlichtesten und zugleich schönsten und ausdrucksstärksten Gedichte von Hilde Domin dieses²⁴:

Nicht müde werden
sondern dem Wunder
leise
wie einem Vogel
die Hand hinhalten.

An das Wunder glauben, davon spricht dieses kleine Gedicht, das aber wie die Essenz eines leidgeprüften, eines widerständigen, eines von unverlierbarer Hoffnung geprägten Lebens ist und welches zu den am meisten gelesenen, übersetzten, veröffentlichten, an die Wände so vieler Wohnungen gepinnten gehört. In unserer lauten, schnellebigen Welt sind gerade diese verhaltenen Worte von der Art Poesie, die wir alle dringend benötigen.

Hilde Domin gehört zu den gelesenen Dichtern. Ihre Gedichte werden offenbar gebraucht, und vielleicht – so wäre zu wünschen – gelingt es ihr mit ihren Gedichten, Wirklichkeit lebbarer zu gestalten, wenn der einzelne darin erkennt, wozu sie nicht müde wird aufzurufen: mitmenschlich zu sein, sich nicht zum Objekt degradieren zu lassen, nicht Mitläufer, sondern mitverantwortlich zu sein.

Gedichte als magische Gebrauchsartikel

„Ich bin, was man früher einen Dichter nannte“, erklärte Hilde Domin während einer Bahnfahrt einer jungen Frau sich selbst und ihr Tun. Weil diese Frau Kummer hatte, las sie ihr ein Gedicht vor. Als sie es dreimal gelesen hatte, saß nicht mehr dieselbe Frau vor ihr. Verlorenheit und Einsamkeit waren plötzlich aus dem zuvor ausdruckslosen, toten Gesicht gewichen. „Da bin ich mit drin!“, rief die Frau aus, strahlend vor Freude.

Ja, sagt die Dichterin Hilde Domin: Gedichte sind magische Gebrauchsartikel, die in der Anwendung erst richtig gedeihen. Das Schreiben selbst ist ohne Zweck. Die Zwecke wachsen dem Geschriebenen zu, hinterher, auf dem Weg zum Leser. Hilde Domin ist eine radikal engagierte Frau, die auch heute noch bei zahlreichen Lesungen, Symposien, Seminaren und Gesprächsrunden nicht müde wird, die

Menschen zur Verantwortungsbereitschaft aufzurufen: „Ich kam als Rufer zurück.“

Schon früh in ihrem Leben, als sie mit ihrem Mann im Exil in Italien lebte, erkannte sie plötzlich, daß man sich für den Mitmenschen entscheiden könne und müsse. Dem Mitmenschen zu helfen ist seither zu ihrer zweiten Natur geworden. Mitschmerz zu empfinden, Solidarität zu praktizieren, ist ihr nicht Pose, sondern geschieht „im Vorbeigehn / ganz absichtslos“. Denn – so formulierte sie ihre Auffassung in der Römerberg-Rede:

„Das ‚Wunder‘ ... besteht für mich darin, nicht im Stich zu lassen. Sich nicht und andere nicht. Und nicht im Stich gelassen zu werden. Das ist die Mindest-Utopie, ohne die es sich nicht lohnt, Mensch zu sein.“²⁵

Mit dieser Lebensphilosophie als Basis ist es vielleicht auch nicht verwunderlich, daß ihr und ihrem Mann während der Jahre des Exils viel Hilfe zuteil wurde. Bitterkeit ist kein Wesenszug von Hilde Domin.

Dieses Urvertrauen, das ihr nie verlorenging, mit dem ausgestattet es ihr möglich war, die Schrecken des vorigen Jahrhunderts zu überstehen, das in der Dichterin Hilde Domin die „Dennoch-Hoffnung“ wachsen und reifen ließ, hat sie in ihrem Elternhaus erworben. Es war das Selbstverständliche, die bedingungslose Annahme, die sie von den Eltern erfuhr, die es ihr ermöglichten, gegen den Strom zu schwimmen und sich zwischen alle Stühle zu setzen.

Hilfe selbstverständlich zu geben und dankbar anzunehmen, sind zwei Seiten derselben Münze: Mitmenschlichkeit. Mitschmerz zu empfinden, Solidarität zu praktizieren, ist ihr auch heute noch wichtig und selbstverständlich.

Es geht darum, die Dinge genau zu benennen, wie sie es in dem Gedicht „Ich will dich“ beschreibt²⁶:

Freiheit
ich will dich
aufrauen mit Schmirgelpapier
...
Dich
und andere
Worte möchte ich mit Glassplittern spicken
wie es Konfuzius befiehlt
der alte Chinese
...
Nichts weiter sagt er
ist vonnöten
Nennt
das Runde rund
und das Eckige eckig

„Dies ist unsere Freiheit / die richtigen Namen nennend / furchtlos“: Um diese einfache Wahrheit geht es der Dichterin Hilde Domin. In ihren Frankfurter Poetik-Vorlesungen im Wintersemester 1987/88, die sie unter dem Titel „Das Gedicht als Augenblick von Freiheit“ hielt, beschrieb sie diese Vorgänge so: „Jede kleinste Verschiebung zwischen dem Wort und der mit dem Wort gemeinten Wirklichkeit zerstört Orientierung und macht Wahrhaftigkeit von vornherein unmöglich.“ Demzufolge sieht sie im Gedicht eine Möglichkeit und Aufgabe, „Funktion für alle“ zu haben, „denn es hilft, die Wirklichkeit, die sich unablässig entziehende, benennbar und gestaltbar zu machen.“²⁷

Hilde Domin, eine der bedeutendsten deutschen Lyrikerinnen der Gegenwart, ist trotz ihres Alters eine vitale, geistig aktive Frau – so präsentiert sie sich auch heute noch ihrem Publikum. Mit ihrer kleinen Gestalt und ihrer hellen, klaren Stimme verschafft sie sich Gehör bei ihren Zuhörern, wenn sie ihre Gedichte oder auch Prosa vorträgt. Hilde Domin schafft es noch immer, eine Aura herzustellen, die die Zuhörer in ihren Bann schlägt. Besonders erstaunlich ist, daß sie ganze Säle mit vorwiegend jugendlichen Zuhörern zu füllen vermag. Das ist das Schöne, sagte sie einmal, daß die Gedichte soviel jünger bleiben als man selbst. Und daß Generation nach Generation sich in ihnen wiedererkennt.

„Ich bin ein Dennoch-Mensch“

Als Zeugin des 20. Jahrhunderts, in dem so viel Unheilvolles geschah, gilt Hilde Domin Interesse und Sorge ganz besonders der Zukunft der jungen Generation. So sagt sie zu mir im Gespräch:

„Man muß hoffen, daß die jungen Leute ein einfacheres Leben haben. Ich hoffe, daß ihnen erspart bleibt, daß sie Verfolgte werden. Ich hoffe, daß dieses Jahrhundert als demokratisches zu Ende geht.“

Ihre Erfahrungen, von denen sie wünscht, daß sie den jungen Menschen von heute erspart bleiben, hat sie in Dichtung umgemünzt, aber nicht in Anklage, vielmehr in „Lieder zur Ermutigung“.

Lyrik sei, so hebt Hilde Domin hervor, ein wunderbares Mittel, die Identität des Menschen zu stärken. Dadurch, so hofft sie, würde er weniger anfällig für Ideologien. In ihren Gedichten ruft sie auf gegen Konformismus, Mitläufertum, Anpassung und fordert auf zu Zivilcourage und Solidarität mit den Schwachen und Verfolgten. Da ist Hilde Domin noch ganz die wache und kritische Teilnehmerin an den politischen Aktualitäten, sei es vor der eigenen Haustür oder in fernen Ländern. Sie schreckt nicht davor zurück, sich mit mutigen Meinungsäußerungen unbeliebt zu machen. Das Eintreten für Rechte von Unterdrückten ist für Hilde Domin eine Selbstverständlichkeit: Das kann eine Flüchtlingsfamilie aus Bosnien sein, der die Abschiebung droht oder auch zwei uralte Bäume, die sie durch ihr Veto vor dem

Gefälltwerden bewahrte. „Nicht auszudenken“, erklärt sie mit der ihr eigenen Lebendigkeit und Vehemenz beim Spaziergang durch den nahe gelegenen Schloßpark, als sie mir die geretteten Bäume zeigt, „solche Bäume, die schon Goethe und Hölderlin gesehen haben, einfach verschwinden zu lassen!“ Klein und eher zerbrechlich wirkend, besitzt sie dennoch eine unglaubliche Vitalität und Durchsetzungskraft. Außerdem: „Immer nur zu Hause sitzen im Elfenbeinturm, das würde mich nicht befriedigen“, erklärt sie heiter, „ich lerne gerne neue Menschen kennen.“

Wie frisch und lebendig Gedichte bleiben, erfährt Hilde Domin durch die Rückkoppelung ihrer Leser und Zuhörer. Besonders wichtig ist der Dichterin der Austausch mit der jungen Generation. An sie möchte sie ihre Botschaft weitergeben. In ihren Gedichten scheint eine Moral auf, die niemals den Zeigefinger hebt, sondern die das wahrhaftige Wort und das eigene Handeln zum Maßstab für einen möglichen Wandel macht. Angesprochen auf die aktuelle Lage in der Bundesrepublik äußert Hilde Domin ihre Meinung so:

„Wir leben ja in einem der reichsten Länder der Welt. Es freut mich natürlich, daß wir Wohlleben haben, aber jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo Menschen auch zum Verzicht bereit sein müssen.“

Wenn man sich von der Vorstellung verabschiede, immer mehr haben zu wollen, bereit zu sein zum Teilen – beispielsweise auch der Arbeit –, dann, so glaubt sie, könne die derzeitige Wirtschaftskrise überwunden werden. „Ich bin ein Dennoch-Mensch, ganz sicher“, bekräftigt Hilde Domin ihre Ausführungen noch einmal, „mein Glaube ist, daß ein Dennoch immer möglich ist.“

Hilde Domin's Werk – ihre Gedichte, Essays und autobiographischen Schriften – sprechen von diesem Glauben, von dieser Dennoch-Hoffnung. Man möchte hoffen, daß diese Botschaft – der Glaube an das Gute im Menschen, an die Anrufbarkeit jedes einzelnen – einer der größten Lyrikerinnen der Gegenwart weiterwirkt: zum Eintreten für die Würde des Menschen. Dazu ermutigt uns die Dichterin.

Unsere Zeit, in der einerseits die streng und eng definierte Sprache der Wissenschaft, andererseits der zur Unterhaltung verkommene Sprachgestus der Medienlandschaft bestimmend sind, hat sich in der Dichtung diese letzte Nische des Ganzheitlichen bewahrt, bei den „letzten ‚Naturmenschen‘ der alten Welt, bei den Dichtern“, wie Günter Kunert schreibt, und er wünscht, „daß wir uns doch wenigstens durch das dichterische Wort an das erinnern lassen, was wir rettungslos versäumt haben – uns den Traum zu bewahren, der Leben heißt.“²⁸ Deshalb, so drückt es Hilde Domin aus, habe Poesie utopischen Charakter:

„Der Anspruch ist nicht nur ein Anspruch an die Welt, wie sie ist. Er ist vor allem ein Anspruch an den Leser, wie er ist. Und wie er sein, was er aus sich machen könnte.“²⁹

So ist auch heute noch der nunmehr 95jährigen Jubilarin die Zukunft das einzig Bedeutende. In ihrer Dankrede zur Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille 1992 las sie aus ihrem Gedicht „Irgendwann“³⁰:

Es wird sein von immer zu immer
wie die Tränen gleich sind auf allen Gesichtern
durch die Kontinente, die Jahrhunderte,
wenn es kommt
dieses Lächeln
gleich hell auf den Gesichtern
aller Hautfarben
dieses Einverständnis
ist und wird gleich sein
immer
das Lächeln
der Verzicht.

„Möge dieses ‚Irgendwann‘ heute sein: heute und hier!“ schloß sie ihre Rede. – Die Dichterin Hilde Domin wurde mit vielen wichtigen Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit dem Meersburger Drostepreis, der Roswitha-Gedenkmedaille der Stadt Gandersheim, dem Friedrich-Hölderlin-Preis, dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. Ihre Gedichte wurden in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Mit ihrem letzten, im Jahr 1999 erschienenen Lyrikband „Der Baum blüht trotzdem“ bestätigt die große deutsch-jüdische Dichterin wiederum, was Manès Sperber zu ihren frühen Gedichten ausgesagt hat:

„Am ehesten überlebt, was Nachkommen und Geschlechtern die Vergangenheit handgreiflich nahebringt. Ich denke, daß unsere Urenkel in Hilde Domins Werken die Botschaft einer wunderbar schöpferischen und abscheulich zerstörerischen Epoche finden werden, in der man es oft nötig hatte, nach einem Halt zu suchen und eine ‚Rose als Stütze‘ zu wählen.“³¹

ANMERKUNGEN

¹ H. Domin, Das Gedicht als Augenblick von Freiheit. Frankfurter Poetik-Vorlesungen (München 1988) 58.

² Dies., Von der Natur nicht vorgesehen. Autobiographisches (München 1988) 129.

³ Dies., Gesammelte Gedichte (Frankfurt 1987) 240.

⁴ Ebd. 334.

⁵ Ebd. 359.

⁶ Dies. (A. 2). 41.

⁷ Ebd. 34.

⁸ H. Domin, Aber die Hoffnung. Autobiographisches aus und über Deutschland (München 1982) 67.

⁹ Dies. (A. 2) 37.

¹⁰ W. Jens, Mein Buch des Monats: Vollkommenheit im Einfachen. Eine Lyrikerin, die zu warten verstand, in: Die Zeit, 27.11.1959.

¹¹ Dies. (A. 3) 364f.

¹² H. Domin, Gesammelte Essays (München 1992) 248.

¹³ Zit. nach Domin (A. 1) 64.

¹⁴ Vgl. Domin (A. 3) 103–109.

¹⁵ Ebd. 337.

¹⁶ Ebd. 223.

¹⁷ In: Heimkehr ins Wort. Materialien zu Hilde Domin, hg. v. B. v. Wangenheim (Frankfurt 1982) 152.

- ¹⁸ H. Domin, *Das zweite Paradies. Roman in Segmenten* (München 1986) 136.
- ¹⁹ Dies. (A. 1) 70.
- ²⁰ Ebd. 64.
- ²¹ H. Domin, *Heimkehr ins Wort. Dichterporträt in Selbstaussagen* (Bonn 1985) 10.
- ²² Dies. (A. 2) 129f.
- ²³ Dies. (A. 8) 254.
- ²⁴ Dies. (A. 3) 294.
- ²⁵ Dies. (A. 5) 205.
- ²⁶ Dies. (A. 3) 331f.
- ²⁷ Dies. (A. 1) 94.
- ²⁸ G. Kunert, *Lesarten. Gedichte der Zeit* (München 1987) 25.
- ²⁹ Domin (A. 5) 185.
- ³⁰ Dies. (A. 3) 292.
- ³¹ M. Sperber, *Festrede zur Verleihung der Richard-Benz-Medaille der Stadt Heidelberg: 14.10.1982.*